

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 45 (1941-1942)
Heft: 2

Artikel: Eindrücke aus Spanien und Portugal
Autor: Schlappach, H.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-664146>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

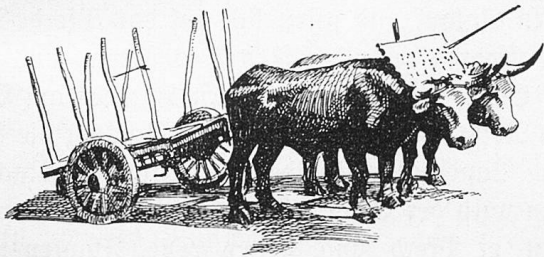
Download PDF: 22.12.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Eindrücke aus Spanien und Portugal

Reise durch Spanien

Der „Expres“ windet sich im Omnibustempo stundenlang durch die regnerische Nacht. Der Wagen ist alt, das abgeschliffene Polster bildet große Falten auf dem Sitz, die bei jedem Ruck, der, von dem schlecht fundierten Unterbau her, durch die mangelhafte Federung eher verstärkt als aufgehhalten wird, sich stark fühlbar machen. Gegen Morgen hin fahren wir durch die Felsen der Sierra. Rot leuchten die Felsen in der Frühsonne. Abzehend, pustend windet sich der lange Zug auf eine Paßhöhe, um auf der anderen Seite tausend in das nächste Tal zu fahren und dann das gleiche Spiel von neuem zu beginnen. Stunden-



lang geht es in diesem Tempo weiter. Endlich kommt die weite Ebene. Wir fahren an großen, fabrikähnlichen Backsteinhäusern vorbei. Die Fenster sind dicht mit Stacheldraht umgarnet. Mein spanischer Reisekamerad erklärt mir: hier werden die „Rojos“ (Roten) gefangen gehalten, welche auf ihre Verurteilung warten.

Madrid! die alte Königsstadt, jetzige Residenz des Caudillo, breite Plätze, schöne Geschäftsstraßen, stolze Häuserfronten, hin und wieder Bombennarben zeigend, daneben elende Vorstadt-Quartiere, zum Teil zusammengeschossen. Am Rande Madrids liegt wie eine schwärende, ungepflegte Wunde das Schlachtfeld der Universitätsstadt. Ein kalter Wind weht über die spärlichen Wiesen der Hügel, auf welchem sich die modernen Universitätsgebäude erheben. Tausendfach mit Kugelnarben bedeckt, von Granaten zerrissen, fensterlos harren sie heute noch, zwei Jahre nach Beendigung des Krieges, auf den Wiederaufbau.

Wieder geht es durch die Nacht: der Südgrenze Spaniens entgegen. Am Morgen grüßt welliges Prärieland durch die Wagenfenster. Vereinzelt stehen Haciendas, herrschaftliche Landhäuser mit

vielen Skonomiegebäuden, alles umgeben von hoher Hofmauer; wie kleine Festungen sehen sie aus. Stundenlang dauert es an der Grenze. Endlich sind wir drüben im blühenden, friedlichen Portugal. Der Zug fährt durch weite Äcker. Masse Reisfelder wechseln mit Olivenhainen und kleinen Eukalyptuswäldern. Immer südlicher wird die Vegetation. Zuletzt fahren wir den gelben Ufern des Teju entlang und erreichen die weiße Stadt

Lissabon.

Blendende Sonne auf hellgetünchten Mauern, weite Plätze, palmenumrahmt, große Denkmäler, das Ganze überragt von den mittelalterlichen Zitadellen, liegt Lissabon einige Kilometer oberhalb der Mündung des Teju, an einem der besten natürlichen Häfen des europäischen Festlandes. Durch die schmalen Gassen der Altstadt, wie über die modernen Geschäftsstraßen, schreiten barfuß die Frauen Portugals in königlicher Haltung, um die sie manches Schweizermädchen beneiden würde. Aber unsere Mädchen tragen eben nicht täglich und stundenlang Gewichte bis zu 30 und 40 Kilo an Meerfischen, Holz, Bettstellen und allen möglichen anderen Gütern auf dem Kopf. (Lastenträgende Männer sind dagegen eine große Seltenheit.) In dieser Stadt braust den ganzen Tag und während dem größten Teil der Nacht ein großer Verkehr durch alle Straßen. Die Anzahl der Autos, deren Schnelligkeit und die Lust zum Hupen sind größer als in Paris während den schönsten Friedensjahren.

Auf einer Fahrt im Automobil durch das weite Land findet man gute Straßen, weißgetünchte Dörfer, wo pudige Kinder am Wegrand uns nachschauen. Alle paar Minuten überholen wir ein Eselrin, auf dessen Rücken Mann oder Frau, manchmal einzeln, manchmal paarweise sich in gemächlichem Tempo vorwärts tragen lassen. Am Straßenrand wachsen wild große Agaven, und subtropische Blumen leuchten in allen Farben. An den Hügeln sieht man Oliven- und Eukalyptushaine oder kleine Gehölze von Kiefern, von welchen wie bei den Gummibäumen der vielbegehrte Harz gezapft wird.

Rossa Senhora de Nazareth

Vom hohen Riff herunter erblicken wir am weiten Strand das kleine Fischerstädtchen. Die paßähnlich angelegte Straße führt uns in langen Windungen hinunter. Wir fahren durch die engen Straßen des alten Fleckens. Viele Leute stehen herum und gestikulieren mit südländischem Temperament. Sie sehen alle ärmlich und zugleich sehr malerisch aus. Die Frauen gehen barfuß in weiten langen Röcken im Schnitt des letzten Jahrhunderts. Die Männer tragen äußerst bunte großkarierte Hemden, womöglich noch buntere Kniehosen, in denen alle Farben des Regenbogens wetteifern. Eine zottige breite Wollmütze hängt ihnen tief in den Nacken herab. So oder ganz ähnlich müssen die portugiesischen Seefahrer aus- gesehen haben, die einst in nußschalengroßen Segelschiffen die großen Verkehrsstraßen der Welt entdeckten. Am Strand herrscht großer Betrieb. Vier Paare starker Bullen ziehen langsam ein weites Netz ans Land. Unten ist die Jungmannschaft des Dorfes versammelt und erwartet begierig das Ergebnis des Fischzuges. Leider gibt es an diesem Tage nur mageren Fang: ein kleines Häuflein Sardinen, einige eßbare und daneben eine Anzahl Raubfische, wie kleine Haie usw., finden sich im Netz.

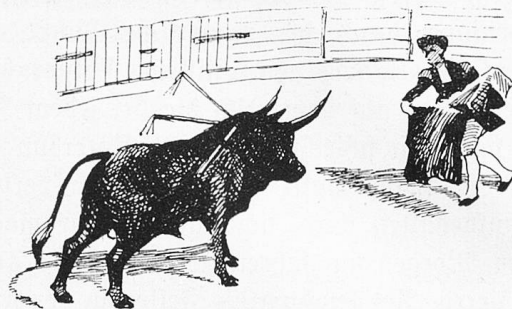
Corrida de Toros

Wenn die späte Nachmittagssonne in stumpfem Winkel über den hohen Wall der Arena scheint und deren Inneres in zwei scharfe Hälften trennt, beginnt sich die Praca de Toros zu beleben. Das Volk Lissabons kommt zum Stierkampf. Die Stellung der Sonne spielt auch in der Platzverteilung eine Rolle. Auf der Sombra (Schatten- seite) sind die teuren Plätze, währenddem sich auf der Sol-Seite die wohlfeilen Sitze befinden.

Um 5.30 Uhr ist der große Zirkus bis fast auf den letzten Platz besetzt. Mit schillernden Gewändern, hoch zu Roß, im spanischen Schritt reiten die Picadores in die Arena, gefolgt von den Knappen, ebenfalls in bunten Gewändern. Zu Fuß folgen ihnen die geschmeidigen Toreadores (Fußkämpfer). Nach dieser persönlichen Vorstellung ziehen sich alle wieder zurück.

Fanfarenstöße ertönen, und aus dem doppelt

geöffneten Tor stürzt wütend ein schwarzer Muni hervor (frei nach Schiller). Der erste Kampf wird von den Reitern bestritten. Der Stier weiß erst nicht, worum es sich handelt. Tänzelnd kommt ein



Reiter auf weißem Roß auf ihn zu, in beiden hoch erhobenen Händen zückt er die Banderillas (kleine, mit Widerhaken versehene, papiergeschmückte Spieße). Plötzlich nimmt der Bulle einen Anlauf und stürzt sich auf das Pferd. Mit den Sporen reißt der Reiter es herum, und wie der Stier haarscharf mit seinen Hörnern am Bug des Rosses vorbeirast, sticht der Matador die beiden Banderillas in dessen fleischigen Nacken. Nun wird der Stier wütend. Immer wieder verfolgt er Pferd und Reiter. Die Flanken des Schimmels röten sich vom Blut der Sporenwunden. Da, was passiert, das Roß ist zu spät ausgewichen. Es erhält einen furchtbaren Stoß in



den Bauch. Der Matador fliegt in hohem Bogen in den Sand. Der Stier erkennt seinen Erbfeind, stürzt sich auf ihn, schnell rollt sich dieser mehrmals über den Sand. Hinzu springen die Ca-

peadores und schwenken rote Tücher. Im letzten Moment können sie den Bullen noch von seinem Opfer weglocken.

Im zweiten Kampf treibt ein Toreador zu Fuß ein noch gewagteres Spiel mit einem frischen Muni. Es gelingt ihm auch, unbeschadet die vorgeschriebene Anzahl Banderillas in den Nacken des Stieres zu stecken. Das Blut triefst über dessen Schulter und tropft in kleinen Rinnsalen den Schenkeln entlang in den Sand. Der Pöbel heult, die Vornehmen auf der Schattenseite flat-

schen rasenden Beifall. Stolz wie ein Gockel umschreitet der umjubelte Toreador die Arena, währenddem der blutende, vor Wut beinahe besinnungslose Stier wieder hinausgetrieben wird. (In Portugal erhält der Stier im Gegensatz zu Spanien nicht den Todesstoß.) Acht Munis wurden auf diese Weise gequält. Ihr Berichterstatter hat jedoch nicht das ganze Programm durchgesehen, indem er die ganze Aufmachung etwas unweidmännisch fand.

H. Schlappach.

Lieber lesen als schreiben

Zu Heinrich Federers 75. Geburtstag am 7. Oktober 1941

Von Alfred Hein

Wie alle echten Dichternaturen liebte Heinrich Federer mehr sein poetisch verdichtetes Leben selbst als das niedergeschriebene Werk, das ihm aus diesem mit feinsten Herzensfühlern ertasteten und auf reinstem Seelengrunde gespiegelten Leben zuwuchs. Nur der Literat „sucht Stoffe“, nur der Literat hält krampfhaft an seinem „höchstpersönlichen Stil“ fest. Der bescheiden sich der Gnade Gottes anheimgebende Dichter (und Heinrich Federer war so einer) singt unbelümmert wie ein Waldvogel von seinem Leben, von seinen Träumen, wenn es ihn eben überkommt. Noch lieber aber schweigt er und lauscht den göttlichen Geheimnissen der Welt in seiner Seele und in der Natur.

Federer gesteht, daß ihn erst die greifbare profaische Not des Lebens zwang, zum Verleger zu gehen. Als er krank war und sein katholisches Priesteramt verloren hatte, begann er in der Öffentlichkeit zu berichten, was er bis zu seinem vierzigsten Jahr am liebsten den Kindern, diesen „freiesten Geschöpflein der Welt“, erzählte. Bis dahin war er nach seinem eigenen Zeugnis „zu faul, zu krank, zu freiheitsliebend“, um an Bücherschreiben Gefallen zu finden. Denn „beim Buchschreiben ist man nicht frei. Da kommen wahre und falsche Regeln über Aufbau und Technik. Das gibt es im Erzählen nicht. Das lebt und erlischt wie ein Stündlein Sonne oder ein Vogelied“. Am liebsten wäre Federer so unbeschwert durch Gottes erhabene Welt gewandert wie sein

großes Vorbild, der Boverello von Assisi, dem er in unverfälschter franziskanischer Nacheiferung mehrere seiner meisterlichen Novellenwerke und Heiligengeschichten widmete. Immer wieder pries Federer über alles die „Franziskus-Einfachheit“. Der heilige Franz war kein Freund der Theorie und Buchvorschriften; das Leben war ihm alles, jubelt Federer. „So wie Franz von Assisi hat sicher seit Jahrhunderten niemand den Zusammenhang des Menschen mit der Einfachheit der Natur und der Einfachheit Gottes herausgeföhlt. Und wenn Franz sich immer und immer wieder von der Natur angezogen föhlte, nämlich der Natur der Steine, Pflanzen und Tiere und ihrem bewegten und farbigen Zusammenspiel, so geschieht es eben aus dem herrlichen Instinkt seiner Einfachheit heraus, aus dem Gefühl, daß hier noch fast alles ist, wie es aus Gottes Hand kam.“

Diese Sehnsucht, das Leben dort aufzuspüren, wo es noch so blieb, wie es aus Gottes Hand kam, erfüllt auch Heinrich Federer in seinen wenigen guten und in den vielen bösen Tagen, die ihm das Schicksal bescherte. Von Kind an plagte den Dichter ein böses Asthmaleiden. Aber dieses dauernde Kranksein bringt für Federer das schicksalhafte „Am-Fenster-sitzen-müssen“ und die „Vogelnestruhe“; gerade in solch einsamen Stimmungen reifen seine Dichtungen. Die Jugend des 1866 geborenen Dichters beschattet das unglückselige Eheverhältnis der Eltern. Fe-